

Thomas Slunecko
Gerhard Benetka

Geschichte und Paradigmen der Psychologie und Psychotherapie

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Brill | Schöningh – Fink • Paderborn

Brill | Vandenhoeck & Ruprecht • Göttingen – Böhlau • Wien • Köln

Verlag Barbara Budrich • Opladen • Toronto

facultas • Wien

Haupt Verlag • Bern

Verlag Julius Klinkhardt • Bad Heilbrunn

Mohr Siebeck • Tübingen

Narr Francke Attempto Verlag – expert verlag • Tübingen

Psychiatrie Verlag • Köln

Ernst Reinhardt Verlag • München

transcript Verlag • Bielefeld

Verlag Eugen Ulmer • Stuttgart

UVK Verlag • München

Waxmann • Münster • New York

wbv Publikation • Bielefeld

Wochenschau Verlag • Frankfurt am Main

Thomas Slunecko / Gerhard Benetka

Geschichte und Paradigmen der Psychologie und Psychotherapie

facultas

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Angaben in diesem Lehrbuch erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr, eine Haftung der Autoren oder des Verlages ist ausgeschlossen.

1. Auflage 2023

Copyright © 2023 Facultas Verlags- und Buchhandels AG

facultas, Universitätsverlag, Stolberggasse 26, 1050 Wien, Österreich

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und der Verbreitung sowie der Übersetzung, sind vorbehalten.

Einbandgestaltung: siegel konzeption | gestaltung, Stuttgart

Lektorat: Astrid Fischer, Berlin

Satz: Wandl Multimedia Agentur, Groß Weikersdorf

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

utb-Nummer 6164

ISBN 978-3-8252-6164-1 (Printausgabe)

ISBN 978-3-8385-6164-6 (Online-Leserecht)

ISBN 978-3-8463-6164-1 (E-PUB)

Online-Angebote oder elektronische Ausgaben sind erhältlich unter www.utb.de.

Inhalt

Vorwort	7
1 Zur Entstehung der Psychologie als Wissenschaft	9
2 Wie ist Psychologie als empirische Wissenschaft möglich?	29
3 Denkstil und Paradigma	51
4 Paradigmen der Psychologie	67
5 Kulturpsychologie	96
6 Vom animalischen Magnetismus zur Psychoanalyse	123
7 Logotherapie, Existenzialismus und die Frage nach dem Sinn	146
8 Humanistische Psychologie und Psychotherapie	164
9 Das systemische Paradigma	191
10 Vom Behaviorismus zur kognitiven Verhaltenstherapie	214
11 Aktuelle Entwicklungen und Spannungsfelder der Psychotherapie	250
Literatur	278
Quellenverzeichnis für Abbildungen	295
Stichwortverzeichnis	296

Vorwort

Die in diesem Band versammelten Texte gehen aus Vorlesungen hervor, die wir – zum Teil schon seit einigen Jahren – für Studienanfänger*innen an der Fakultät für Psychologie der Universität Wien gehalten und im Studienjahr 2022/23 gemeinsam überarbeitet und aktualisiert haben. Dieser Entstehungskontext – Vorträge vor großen Auditorien (Wien ist die von den Studierendenzahlen her bei Weitem größte psychologische Fakultät im deutschen Sprachraum) – ist den Texten anzumerken und gibt ihnen ihre Charakteristik. Wir haben dabei bewusst den Gestus des Vortrages, des gesprochenen, des an jemanden gerichteten Wortes beibehalten und auf Bullet-Listen, „take home messages“, Merkkästchen und verwandte Elemente des aktuellen Lehrbuchwesens verzichtet. Wir wollen hier nicht Informationsbrocken liefern, sondern eine zusammenhängende, in sich und mit den historischen Umständen verwobene Fachgeschichte erzählen und dabei die großen Fragen und grundsätzlichen Orientierungen der Psychologie und Psychotherapie nachvollziehbar machen.

Unsere kritische Distanz zum Fach gilt nicht nur den Formen seiner Vermittlung. Als seit vielen Jahren in universitären und außeruniversitären Ausbildungen Tätige haben wir uns auch eine kritische inhaltliche Distanz zu dem Fach erarbeitet, die man dem Text an der einen oder anderen Stelle wohl anmerken wird. Jedenfalls anmerken wird man ihm, dass hier zwei Autoren aus Wien die Geschichte der Psychologie und Psychotherapie erzählen und dabei an einigen Stellen auf Entwicklungen in dieser Stadt fokussieren.

Die ersten beiden Abschnitte stammen von Gerhard Benetka; sie widmen sich den Entstehungsbedingungen und der Geschichte der großen Denk- und Forschungsparadigmen der Psychologie. Alle weiteren Abschnitte stammen von Thomas Slunecko; sie setzen die Geschichte der Psychologie zunächst ein Stück weit fort, wenden sich dann den wesentlichen psychotherapeutischen Orientierungen und schließlich aktuellen Spannungsfeldern der Psychotherapie zu. Ganz am Ende wird auf Entwicklungen Bezug genommen, die derzeit stark im Fluss sind, für die Berufs- und Studienplanung angehender Psycholog*innen gleichzeitig aber sehr wichtig sein mögen. Wir haben sie naturgemäß nur so darstellen können, wie es unserem heutigen Wissensstand entspricht.

Aus unserer nun schon längeren Zusammenarbeit beim gemeinsamen Hervorbringen von Texten sind wir es gewohnt, unsere Texte gegenseitig zu lesen und zu kommentieren und dann auf Basis der Kommentare des jeweils anderen – oft auch auf Basis von Diskussionen, die sich daraus ergeben – zu überarbeiten. So war auch der Modus, in dem dieses Buch entstanden ist. Unser Dank gilt den Hörern und Hörerinnen unserer Vorlesungen für ihre Fragen und Anregungen, die dazu beigetragen haben, das eine oder andere Verständnisrisiko zu entschärfen und manches klarer auf den Punkt zu bringen.

Wien, im März 2023

Thomas Slunecko & Gerhard Benetka

1 Zur Entstehung der Psychologie als Wissenschaft

Seit Jahrzehnten beklagen an Universitäten lehrende Professor*innen und Dozent*innen, dass Studierende, die ein Studium der Psychologie beginnen, nicht genau wissen, was das eigentlich ist: die wissenschaftliche Psychologie. Das ist mit einer der Gründe, warum man an vielen Studienstandorten so etwas wie eine Studieneingangs- oder Orientierungsphase organisiert: Sie sollen sich einen Überblick über das Fach verschaffen und damit eine halbwegs klare Vorstellung davon, was die wissenschaftliche Psychologie von der Alltagspsychologie unterscheidet, unterscheidet also von jenem ‚Laienwissen‘, das wir bar jeglicher Fachkenntnisse im alltäglichen Zusammenleben spontan entwickeln und verwenden, um uns unser eigenes Handeln und das der anderen verständlich zu machen. Wir werden an anderer Stelle noch darauf zu sprechen kommen, dass die Geringschätzung des Alltagsverständnisses, das dieser Unterscheidung inhärent ist, wesentlich dazu beiträgt, dass die wissenschaftliche Psychologie von der Lebenswirklichkeit der Menschen oft weit entfernt ist (vgl. S. x).

Wir werden eine Antwort darauf, was die Psychologie ist, in der Behandlung zweier Problemkreise finden: Zum einen erörtern wir, *wie* die Psychologie als Wissenschaft an der Universität entstanden ist; zum anderen, wie diese universitäre Psychologie sich als *empirische* Wissenschaft entwickelt hat.

Die Psychologie, schreibt Hermann Ebbinghaus (1908), „hat eine lange Vergangenheit, doch nur eine kurze Geschichte“. Die „lange Vergangenheit“ lässt sich erahnen, wenn wir nach der Wortbedeutung fragen: Das griechische ψυχή (*psychē*) bedeutet Hauch, Atem, Seele; ‚Psychologie‘ ist also die Lehre von der Seele. Das Wort selbst taucht allerdings erst relativ spät auf. Bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein schreiben lateinische Autoren, wenn sie die Seele meinen: *de anima*, *de spiritu* oder auch *de mente*. Einer der Ersten (wenn nicht überhaupt der Erste), der das aus dem Griechischen ins Lateinische übernommene *psychologia* im Titel einer seelenkundlichen Abhandlung gebraucht, ist der Marburger Physik-, Mathematik-, Logik- und Ethikprofessor Rudolf Goclenius (geb. als Rudolf Gockel oder Göckel, 1547–1628); das Werk heißt *Psychologia, hoc est, de hominis perfectione* und ist im Jahr 1590 erschienen. Die deutsche Bezeichnung ‚Psychologie‘ stammt wohl von Christian Wolff (1679–1754), der als Erster philosophische Werke auch in deutscher Sprache verfasst und daher eine Fülle von lateinischen Bezeichnungen ins Deutsche übersetzt hat. Die englische Version *psychology* kommt übrigens erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch. Friedrich August Rauch (1806–1841), ein deutscher politischer Emigrant, ist der Autor eines Buches, das 1840 den Titel *Psychology; or, a view of the human soul*:

including anthropology trägt. Was Rauch nun als *psychology* bezeichnet, heißt in England bis dahin üblicherweise *mental philosophy* oder *intellectual philosophy*.

Wenn die Bezeichnung Psychologie selbst auch relativ neu ist – die Sache, auf die sie sich bezieht, ist alles andere als neu. Die Geschichte der Seelenvorstellungen und Seelenlehren ist so alt wie die Geschichte der menschlichen Kultur selbst. Wenn wir Ebbinghaus folgen, können wir uns eine Darstellung dieser Geschichte allerdings getrost ersparen. Was Ebbinghaus mit seinem Bonmot von der langen Vergangenheit, aber nur kurzen Geschichte der Psychologie sagen will, ist, dass zwischen der alten Tradition der Seelenlehren und der neuen wissenschaftlichen Psychologie keine direkte Verbindung besteht. Dieser – zu Ebbinghaus' Zeiten tatsächlich noch sehr jungen – Geschichte der wissenschaftlichen Psychologie werden wir uns im Folgenden nähern, indem wir uns zunächst auf den institutionellen Aspekt ihrer Entstehung konzentrieren, d. h. darauf, wie sich die Psychologie als neue Wissenschaft an der Universität etabliert hat. Weil die Entwicklung einer eigenständigen Psychologie zunächst eine Besonderheit des deutschen Wissenschaftsfeldes ist, können wir die nachfolgende Darstellung auf den deutschen Sprachraum beschränken. Auf die Verhältnisse in den USA werden wir im nächsten Kapitel zu sprechen kommen. Unsere Ausführungen über die Entstehung der Psychologie werden, das sei gleich vorangestellt, zu einem überraschenden Ende führen: Psychologie heißt, so haben wir gesagt, Seelenlehre. Diese Bezeichnung ist, wie sich zeigen wird, irreführend, weil die Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem intellektuellen Kontext entsteht, in dem der Begriff der Seele aus dem wissenschaftlichen Denken eliminiert wird. Psychologie, die wissenschaftliche ‚Seelenlehre‘, so könnten wir pointiert sagen, mag von diesem und jenem handeln, von einer Sache handelt sie eben nicht: von der ‚Seele‘.

Wir müssen für unsere Geschichte zunächst einen Anfang finden. Um sie im Kalender zu verankern, nehmen wir das Jahr 1879 als Bezugspunkt: 1879 hat Wilhelm Wundt (1832–1920) an der Universität Leipzig das erste experimentalpsychologische Laboratorium der Welt gegründet. Freilich schafft die Einrichtung eines Laboratoriums noch keine neue Wissenschaft. Sie dient uns bloß zur zeitlichen Orientierung. Und in didaktischer Hinsicht dazu, uns eine simple Frage zu stellen: Was hat, so fragen wir, Wilhelm Wundt als Wissenschaftler getan, *bevor* er sein berühmtes Laboratorium gegründet hat? Wir können unseren biografischen Bericht kurzhalten, es interessiert nur der berufliche Werdegang. Von seiner Ausbildung her war Wundt eigentlich Mediziner, genauer: Er war ein Physiologe. Die Physiologie beschäftigt sich mit den funktionellen Leistungen von Zellen, Organen und Organsystemen. Sie ist ein sehr junges Teilgebiet der Medizin, das sich erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Anatomie entwickelt, d. h. von ihr verselbständigt hat.

Wundt promovierte 1855 in Heidelberg zum Dr. med., zwei Jahre später konnte er sich dort für Physiologie habilitieren. Die Habilitation ist eine Besonderheit des deutschsprachigen Universitätssystems und stellt darin die höchste Qualifizierungsstufe dar: Jemand, der sich habilitiert, stellt unter Beweis, dass er das Fach, für das er sich habilitiert, in seiner ganzen Breite in der Forschung und in der universitären Lehre zu vertreten vermag. Am Ende des Verfahrens wird die *venia legendi* verliehen, die Lehrbefugnis, das formale Recht, an der Universität im Habilitationsfach – im Falle Wundts eben die Physiologie – zu lehren. Von Herbst 1858 an bekleidete Wundt an der Heidelberger Universität auch eine formale Stellung, und zwar als Assistent im neuen Physiologischen Institut, das im selben Jahr für den nach Heidelberg berufenen Hermann Helmholtz (1821–1894) eingerichtet wurde. Zu seinen Aufgaben am Institut zählte vor allem die Einführung von Studierenden der höheren Semester in die experimentelle Laborforschung. Wundt blieb bis 1864 in dieser Position, diese sechs Jahre waren für ihn eine sehr produktive Zeit. Er publizierte viel und hielt Vorlesungen für angehende Mediziner: über experimentelle Physiologie, medizinische Physik, mikroskopische Anatomie, aber auch regelmäßig über anthropologische bzw. ethnografische Themen. Im Sommersemester 1862 kündigte Wundt an der medizinischen Fakultät dann erstmals auch eine Vorlesung über Psychologie an, und zwar unter dem Titel *Psychologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkt*. Nach seinem Ausscheiden aus dem Helmholtz'schen Labor war Wundt – nun mit dem Titel eines außerordentlichen Professors versehen – weiterhin als Privatdozent in Heidelberg tätig. Seinen Lebensunterhalt musste er über die Kollegiengelder, die die Hörer damals an ihre Dozenten entrichteten, bestreiten und über den Verkauf von Lehrbüchern, die er z. B. über Physiologie und medizinische Physik verfasst hat. 1871 erhielt er an der medizinischen Fakultät endlich eine bezahlte Anstellung in Form eines Extraordinariats, und zwar mit der Verpflichtung, über Anthropologie und Medizinische Psychologie zu lesen. Ein Extraordinariat ist eine Art kleine Professur, *ad personam*, ohne zusätzliche Ausstattung, z. B. ohne eigenes Laboratorium und wissenschaftliche Mitarbeiter*innen.

Halten wir fest, dass Wundts akademischer Werdegang bislang eher schleppend verlaufen ist. 14 Jahre zwischen Habilitation und Berufung auf eine Professur ist eine für damalige Verhältnisse nicht ungewöhnliche, aber doch eher lange Wartezeit. Umso erstaunlicher ist dann der weitere Karriereweg: 1874 wurde Wundt – der für ein medizinisches Fach habilitiert war und bislang ausschließlich an der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg unterrichtet hatte – nach Zürich auf ein Ordinariat für *Philosophie*, knapp ein Jahr später wieder auf einen Lehrstuhl für *Philosophie* an die Universität Leipzig berufen. Wie war so etwas möglich? Ein Physiologe, ein Mediziner auf einem Lehrstuhl für Philosophie!

Sie werden sehen, dass die Beantwortung dieser Frage eng verbunden ist mit der Suche nach einer Antwort auf die Frage, wie die Psychologie als eigenständige Wissenschaft an der Universität entstanden war. Dazu müssen wir aber ein wenig ausholen.

1810 wurde – in Reaktion auf die preußische Niederlage gegen Napoleon 1806 – die Universität Berlin gegründet, die für die Verfassung der deutschsprachigen Universität, wie sie bis zum Ende des 20. Jahrhunderts bestanden hat, zum Modell werden sollte. Die Neugründung war Teil einer umfassenden Bildungsreform, die von Wilhelm von Humboldt (1767–1835) geleitet wurde. Das für unseren Zusammenhang relevante Kernstück der Reform war die Umgestaltung des Gymnasialunterrichts. Nach Humboldts Plan sollten die Gymnasien nicht mehr sechs-, sondern achtklassig geführt werden, an die Stelle des Klassenlehrersystems sollte das Fachlehrersystem treten und die Ausbildung der Fachlehrer an die Universität verlegt werden. Dies machte auch eine strukturelle Umgestaltung der Universität notwendig. In der alten Universitätsstruktur hatten drei Fakultäten nebeneinander bestanden, an denen die Studierenden zu höheren Berufen ausgebildet wurden: an der medizinischen Fakultät zu Ärzten, an der rechtswissenschaftlichen Fakultät zu Richtern, Rechtsanwälten und höheren Beamten, an der theologischen Fakultät zu Pfarrern und Theologen im kirchlichen Dienst. Nach dem Abschluss der sechsjährigen Gymnasialbildung bezogen Studierende die sogenannte Artistenfakultät, an der sie eine zweijährige Propädeutik absolvierten, die sie dann zum Einstieg in die Berufsstudien berechnete. Mit Humboldts Universitätsreform (in Erinnerung daran heißt die Berliner Universität heute Humboldt-Universität) wurde die alte Artistenfakultät zu einer vierten, den anderen drei Fakultäten gleichberechtigten Fakultät angehoben, um an ihr die wissenschaftliche Ausbildung der künftigen Fachlehrer für die Gymnasien durchzuführen. Die so entstandene Philosophische Fakultät, an der von der Geschichte über die Klassische Philosophie und Fremdsprachen bis hin zu Physik und Chemie das ganze Fächerspektrum vertreten war, das wir heute mit dem Studium an einer Universität verbinden, wurde in der Folgezeit zum zentralen Ort der wissenschaftlichen Forschung an der deutschsprachigen Universität.

Warum nun die Bezeichnung ‚Philosophische Fakultät‘? Zur Zeit der Gründung der Berliner Universität galt die Philosophie als Wissenschaft schlechthin, als höchste Form des Wissens überhaupt. Die philosophische, d. h. die systematische begriffliche Durchdringung des Bestehenden war nicht bloß eine kognitive, sondern auch eine sittliche Aufgabe: Wissenschaft bestimmte Humboldt „als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes“ (zit. n. Schnädelbach, 1983, S. 41), Forschung demnach als einen stetigen, nicht abschließbaren Prozess, der letztlich keinem anderen Zweck dienen sollte als dem der allseitigen, d. h. gerade auch mo-

ralischen Bildung der Persönlichkeit des Forschers, der bereit ist, sein Leben dem wissenschaftlichen Wissen zu widmen. Die Vorrangstellung der Philosophie gegenüber den Einzelwissenschaften begründete sich darin, dass die Befunde, die Historiker und Philologen, Physiker und Astronomen und all die anderen Spezialisten zusammentrugen, einer *philosophischen Interpretation*, d.h. der Eingliederung in ein umfassendes und einheitliches philosophisches Weltverständnis bedurften, um als wissenschaftlich anerkannt zu werden. Pointiert könnte man die damit implizierte Auffassung des Verhältnisses von Theorie und Empirie so formulieren: Wenn die von den Einzelwissenschaften zutage geförderten Fakten sich nicht in die je gängigen Systeme der Natur- und Geschichtsphilosophie integrieren ließen, dann sprach das gegen die Fakten und nicht gegen die philosophische Theorie. Im Eigentlichen handelte es sich dabei um keine wissenschaftlichen Fakten. Erst die philosophische Interpretation machte aus einem Befund einen wissenschaftlichen Befund.

Vermutlich werden Sie diese Sätze und damit die Hybris der damaligen Philosophie als Kuriosum, vielleicht auch als Zumutung empfinden. Das zeigt, wie gründlich sich die Verhältnisse inzwischen geändert haben. Bereits zur Zeit der Entstehung der Berliner Universität begann der umfassende Welterklärungsanspruch, wie ihn die großen idealistischen Systemphilosophien, die Naturphilosophie Schellings oder die Hegel'sche Geschichtsphilosophie, repräsentiert haben, brüchig zu werden. Neuartige Forschungsdisziplinen entstanden in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, deren Vertreter nicht bereit waren, sich dem Monopol der Philosophen, darüber zu entscheiden, was Wissenschaft ist und was nicht, zu unterwerfen. ‚Forschung‘ bedeutet ihnen nun nicht mehr die unablässige Suche nach ‚Wahrheit‘, sondern die durch die systematische Anwendung von Methoden vermittelte Erfassung der Realität – wobei ‚Realität‘ auf jene Ausschnitte reduziert wurde, die vermittels der angewandten Methoden der Forschung auch zugänglich waren. In den Einzelwissenschaften, die sich so über die Anwendung der ihnen je eigenen Forschungsmethoden definierten, war Wissenschaft keine Berufung mehr, sondern ein über die Aneignung des wissenschaftlichen Handwerkszeugs erlernter Beruf.

Die Geschichtswissenschaften machten den Anfang. Ziel der Geschichtswissenschaften war es, Vergangenes mit den Mitteln historischer Quellenkritik so darzustellen, wie es tatsächlich gewesen ist. Die Frage nach Sinn und Bedeutung des geschichtlichen Prozesses – das traditionelle Feld der Geschichtsphilosophie – lag jenseits dessen, was wissenschaftlich zu untersuchen und zu erfassen war, ihre Behandlung konnte zur Erweiterung des Wissensbestands der Historiker nichts beitragen. Der – nicht zuletzt auch über die Verbreitung des Berliner Universitätsmodells beförderte – Aufstieg naturwissenschaftlicher Grundlagenforschung versetzte dann auch der Naturphilo-

sophie den Todesstoß. Das neue methodologische Paradigma von Wissenschaft als empirischer Forschung war an den Universitäten also längst etabliert, als um die Mitte des 19. Jahrhunderts die universitäre Philosophie in eine tiefe Identitätskrise geriet. Was blieb angesichts des raschen Vordringens naturwissenschaftlicher Forschung und Erkenntnis in immer weitere Bereiche des praktischen Lebens der Menschen für die Philosophie noch zu tun übrig? Vieles von dem, was einst Gegenstand großartiger Spekulation war, wurde in mühseliger Klein- und Handarbeit einer immer mehr methodisch verfeinerten ‚Tatsachenforschung‘ unterworfen. Die ‚großen‘, existenziellen Fragen der Menschen, warum es überhaupt etwas gibt und wie wir uns in dem, was es gibt, verhalten sollen, wurden als unwissenschaftlich verworfen – als ‚unwissenschaftlich‘, weil mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung nicht zu beantworten. Wozu – außer vielleicht zur literarischen Erbauung – sollte in dieser Situation eine an der Universität gelehrt Philosophie noch gut sein? Welche Art von Wissen konnte sie dem Wissen der Einzelwissenschaften hinzufügen? Und falls es überhaupt ein solches Wissen gab, war das dann noch *wissenschaftliches* Wissen?

Ein Gutteil der Geschichte der deutschsprachigen Philosophie von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an bis weit in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts hinein lässt sich als Antwort, als Suche nach einem Ausweg aus dieser Krise verstehen. Letztlich lag allen Lösungsansätzen dasselbe Problem zugrunde: das Problem der Neubestimmung des Verhältnisses der Philosophie zu den Einzelwissenschaften.

Überlegen wir, welche Möglichkeiten für eine wissenschaftliche Rehabilitierung der Philosophie damals bestanden haben. Wollte die Philosophie dem Vorwurf, ein bloß spekulatives Unternehmen zu sein, entgehen, so musste sie selbst etwas von dem neuen Verständnis wissenschaftlicher Forschung in sich aufnehmen. Sie konnte sich dabei zum Beispiel an den historischen Wissenschaften orientieren. Die Aufgabe der Philosophie beschränkte sich dann darauf, die Entwicklung philosophischer Denksysteme historisch korrekt zu rekonstruieren. Philosophie als Wissenschaft zu betreiben reduzierte sich sozusagen auf die Geschichte der Philosophie.

Ein anderer Lösungsweg war, die Philosophie selbst in der Art einer Forschungswissenschaft zu betreiben. Dazu musste man innerhalb des philosophischen Felds einen besonderen Fragenbereich definieren, der erstens einer empirischen Forschung zugänglich und zweitens dadurch ausgezeichnet war, dass er von den bestehenden Einzelwissenschaften nicht schon mitbehandelt wurde. Ganz offensichtlich gibt es philosophische Probleme, die einer empirischen Forschung *nicht* zugänglich sind: Was ist gut, was ist böse? – das ganze Feld der Ethik also. Andere hingegen schon: die Ästhetik z. B., der ganze Fragenkreis, in dem es um das ästhetische Urteilen geht.

Gustav Theodor Fechner (1876) hat als Erster dazu einen experimentellen Ansatz entwickelt. Für die Entstehung der wissenschaftlichen Psychologie vor allem bedeutsam war allerdings ein anderes Teilgebiet der Philosophie, nämlich die Erkenntnistheorie. Die Erkenntnistheorie fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit unseres Wissens über die Welt; ganz offensichtlich gehört auch unsere biologische Ausstattung zu diesen Bedingungen: die Art und Weise, wie unsere Sinnesorgane und – davon abhängig – wie unsere Wahrnehmung funktioniert. Wir erschließen uns die Welt durch Erfahrung und Denken, beides kann zum Gegenstand empirischer Untersuchungen werden.

So können wir in Bezug auf die Entstehung der wissenschaftlichen Psychologie festhalten: Infolge des rasanten Aufstiegs der Forschungswissenschaften geriet die Philosophie in eine tiefe Identitätskrise. Ein möglicher Ansatz zur Lösung dieser Krise war der Versuch, Probleme der philosophischen Erkenntnistheorie in derselben Art zu behandeln, wie dies die Naturwissenschaften mit ihren Untersuchungsobjekten tun. Eben darin liegt die große Bedeutung der Fechner'schen Psychophysik (Fechner, 1860): Indem sie den Zusammenhang zwischen Änderungen in der Reizintensität und den dadurch bedingten Änderungen der Empfindungsintensität in einer experimentellen Versuchsanordnung zu untersuchen und diesen Zusammenhang als eine einfache logarithmische Beziehung auch mathematisch darzustellen vermag, kann sie für sich mit Recht beanspruchen, einen wesentlichen Aspekt im Kontext der Frage, wie sich unsere Wahrnehmung der physikalischen Realität zu den tatsächlichen physikalischen Gegebenheiten verhält, empirisch geklärt zu haben. Kurz und gut, die Psychologie ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden, indem Denk- und Forschungsweisen, wie sie in den Naturwissenschaften entwickelt worden waren, in das Feld der Philosophie transferiert und zur Beantwortung von Fragen, die traditionellerweise in der philosophischen Erkenntnistheorie behandelt werden, angewandt wurden.

Nun haben wir den Sachverhalt noch sehr allgemein formuliert. Offen bleibt, welche naturwissenschaftlichen Verfahren es gewesen sind, die man in die Philosophie zu übertragen begonnen hat. Es gibt schließlich eine Fülle unterschiedlicher naturwissenschaftlicher Disziplinen, die sich je nach den Gegenständen, die sie zu untersuchen haben, sehr verschiedener Untersuchungsverfahren bedienen. Welche Disziplin oder welche Disziplinen haben nun für die Forschung im psychologischen Labor Modell gestanden? Woher hat die Psychologie also ihren Forschungsstil übernommen? Nach dem, was ich Ihnen bislang dargestellt und insbesondere über den wissenschaftlichen Werdegang Wilhelm Wundts erzählt habe, werden Sie die Antwort leicht erraten. Die Leitwissenschaft, an der die psychologische Forschung im Labor sich von Anfang an orientierte, war die Physiologie – jene Disziplin also, in der sich

Wundt etwa eineinhalb Jahrzehnte lang geübt hatte, bevor er in die Philosophie und damit zur Psychologie übergewechselt ist.

Wir haben bereits erwähnt, dass die Physiologie als selbständiges Fach der Medizin sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Anatomie herausentwickelt hat. Der wichtigste Wegbereiter für diese Entwicklung im deutschen Sprachraum war Johannes Müller (1801–1858). Er interessiert uns hier als historische Übergangsfigur, als jemand, der zwei verschiedenen Wissenschaftskulturen gleichzeitig angehörte: mit einem Bein noch dem Boden der romantisch-spekulativen Naturphilosophie verhaftet, das andere schon fest in das Feld der modernen Forschungswissenschaft gesetzt, in dem man gerade allen Formen der philosophischen Spekulation den Garaus machte.

Müller war – das ist das naturphilosophische Erbe in seinem Denken – Vitalist. Ein Vitalist vertritt die Überzeugung, dass es eine besondere Kraft gibt, die sich nur an organischer, nicht aber an anorganischer Materie äußert. Was die belebte Natur von der unbelebten Natur unterscheidet, ist, wie schon bei Aristoteles, ein besonderes immaterielles Prinzip, das allen Formen des Lebendigen inhärent ist – Aristoteles hat es die Seele genannt. Gegen den Vitalismus bezogen gerade die Besten der Schüler und Gefolgsleute von Johannes Müller Position. Zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts taten sie sich zusammen mit dem klar deklarierten Ziel, die vitalistische Biologie aus ihrer damals das Fach beherrschenden Stellung zu vertreiben: Emil du Bois-Reymond (1818–1896), Ernst Brücke (1819–1892) und der weiter oben schon im Zusammenhang mit Wilhelm Wundt genannte Hermann Helmholtz (1821–1894). Dieser Gruppe schloss sich später noch Carl Ludwig (1816–1895) an – Ludwig war der Einzige der Gruppe, der nicht bei Johannes Müller studiert hatte. Das radikale Programm einer organischen Physik war bereits 1842 von du Bois-Reymond klar umrissen worden:

„[...] wir haben uns verschworen, die Wahrheit geltend zu machen, dass im Organismus keine anderen Kräfte wirksam sind, als die gemeinen physikalisch-chemischen; dass, wo diese bislang nicht zur Erklärung ausreichen, mittels der physikalisch-mathematischen Methode entweder nach ihrer Art und Weise der Wirksamkeit im konkreten Fall gesucht werden muss, oder dass neue Kräfte angenommen werden müssen, welche, von gleicher Dignität mit den physikalisch-chemischen, der Materie inhärent, stets auf nur abstoßende oder anziehende Komponenten zurückzuführen sind.“ (du Bois-Reymond, zit. n. Bernfeld, 1944, S. 62 f.)

Dieses Konzept einer allein auf mechanistischen Prinzipien gegründeten Biologie zeitigte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spektakuläre wissenschaftliche Erfolge und wurde rasch zum dominierenden Paradigma der deutschen Physiologie. Für das Entstehen einer selbständigen wissenschaftlichen Psychologie war, wie wir sogleich sehen werden, diese Entwicklung von entscheidender Bedeutung.

Für Johannes Müller galt es noch als Selbstverständlichkeit, dass psychologische Problemstellungen im Kontext der Physiologie zu behandeln waren: „Nemo psychologus, nisi physiologus“ (nur der Physiologe kann Psychologie betreiben!), hatte er bereits 1822 ganz zu Beginn seiner akademischen Karriere anlässlich seiner Doktorprüfung als These formuliert – ein Grundsatz, dem er dann zeit seines Lebens treu geblieben ist. In seinem Hauptwerk, dem zweibändigen *Handbuch der Physiologie des Menschen* (Müller, 1834 u. 1840), war der dritte und letzte Hauptabschnitt des zweiten Bandes ausschließlich der Diskussion psychologischer Themen gewidmet.

Solche Erörterungen über das „Seelenleben“ – Müller hatte den Psychologie-Abschnitt seines Handbuchs mit „Die Lehre vom Seelenleben“ überschrieben – waren von der Warte der physikalistischen Biologie aus problematisch geworden. Die Physiologie hatte sich ausschließlich auf die Beschreibung und Erklärung von Funktionsabläufen – auf nervöses Erregungsgeschehen, Muskel- und Drüsentätigkeit, Organfunktionen etc. – in physikalisch-chemischen Begriffen zu beschränken. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Während die physikalische Optik – wie Helmholtz sagt – den Weg „des Lichts im Auge“ untersucht, hat es die physiologische Optik mit der Arbeitsweise des – wieder ein Ausdruck von Helmholtz – „Sehnervenapparates“ zu tun (Helmholtz, 1866, S. 30). Physikalische Optik und physiologische Optik zusammen können aber nicht erklären, wie unsere bewusste Auffassung von Objekten der Außenwelt entstehen. Kurz und gut: Die Anhänger einer physikalischen Biologie waren davon überzeugt, dass die Analyse der begleitenden physiologischen Prozesse zwar eine wichtige Voraussetzung, aber nicht selbst schon eine hinreichende Erklärung für das Zustandekommen psychischer Vorgänge sein könne. Die Sinnesphysiologie bedurfte also einer psychologischen Ergänzung – und die hatte eine von der Physiologie nun getrennte, eigenständige Wissenschaft zu liefern: die Psychologie eben, die es in enger Fühlungnahme zur Physiologie allerdings erst zu entwickeln galt.

So war aus der sinnesphysiologischen Forschung heraus ein Bedürfnis nach einer neuen, mit ihr zwar aufs Engste verbundenen, aber letztlich dann doch von ihr unabhängigen wissenschaftlichen Psychologie entstanden. Das, was diese neue Psychologie von der Sinnesphysiologie vor allem auch übernommen hat, waren die in der Physiologie erprobten experimentellen Forschungsmethoden. Wir werden im nächsten Kapitel noch ausführlich darauf zu sprechen kommen. Das erste große Lehrbuch der neuen Wissenschaft – Wilhelm Wundt hat es im März 1874 vor seiner Übersiedelung an die Universität Leipzig veröffentlicht – trug den Titel *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (Wundt, 1874). Das klingt uns sehr vertraut – die physiologische Psychologie gilt heute noch als bedeutendes Teilgebiet unserer Wissenschaft. Sie untersucht die biologischen Grundlagen psychischen Erlebens und Verhaltens.

Und genau um das scheint es auch in Wundts Lehrbuch zu gehen: Der ganze erste Abschnitt des Buches bringt eine Zusammenstellung des zeitgenössischen Wissens über die Struktur und Funktionsweise des Gehirns und des Nervensystems. Man sollte sich von diesem ersten Eindruck aber nicht täuschen lassen. Für Wundt war eine physiologische Erklärung von psychischen Vorgängen keine brauchbare psychologische Erklärung. Er wollte – im Gegensatz übrigens zu den heute aktuellen kognitiven Neurowissenschaften, deren Vertreter*innen die Bezeichnung Psychologie bewusst vermeiden! – eine neue Psychologie, nicht eine Reduktion von Psychologie auf Physiologie. Das ‚physiologisch‘ im Titel zielte daher programmatisch weniger auf den Inhalt, sondern auf den Denk- und Forschungsstil der neuen Wissenschaft. Physiologische Psychologie war für Wundt ein Synonym für experimentelle Psychologie.

Dass Wundt die Möglichkeiten und Grenzen der von ihm begründeten experimentellen Psychologie, je älter er wurde, mit immer größerer Skepsis beurteilte, sei – weil das gerade in Lehrbuchdarstellungen gemeinhin ‚vergessen‘ wird – ausdrücklich betont. Wir werden darauf im Abschnitt über Kulturpsychologie noch zu sprechen kommen. Hier gilt es nun, aus dem bisher Gesagten ein Resümee zu ziehen. Die wissenschaftliche Psychologie entstand an den deutschsprachigen Universitäten – das ist das Hauptresultat unserer Untersuchung – aus einer eigentümlichen Mischung aus Philosophie und Physiologie. Pointiert könnte man sagen: Philosophische Fragen – vor allem Fragen der Erkenntnistheorie – wurden in der neuen Wissenschaft Psychologie mit in der Physiologie erprobten Denk- und Forschungsweisen zu bearbeiten versucht.

Betrachten wir die Sache von der Physiologie aus, so können wir sagen, dass die Psychologie dadurch entstanden ist, dass die Physiologie für sie gleichsam Platz geschaffen hat. Indem sich die physikalistischen Biologen für Fragen des ‚Seelenlebens‘ nicht mehr zuständig hielten, indem sie also die Behandlung psychologischer Problemstellungen aus ihrer Wissenschaft abstießen, ergab sich das Bedürfnis nach und schließlich auch der Wissensraum für eine selbständige Einzelwissenschaft Psychologie. Das Reizwort ist ‚Abstoßung‘. Denn ‚abgestoßen‘ oder besser ‚ausgestoßen‘ wurde die Psychologie schließlich auch von der Philosophie.

Die wissenschaftliche Psychologie war – wie wir gesehen haben – als Reaktion auf die Identitätskrise der Universitätsphilosophie entstanden: Psychologische Forschung – eine Forschung betrieben nach Art bzw. Vorbild der übrigen Naturwissenschaften – sollte zur wissenschaftlichen Rehabilitierung der Philosophie beitragen. Nun stieß gerade dieses Eindringen der empirischen Forschung in den Bereich der Logik und der Erkenntnistheorie auch auf den heftigen Widerstand der ‚reinen‘ Philosophen. Deren Vorbehalte kristallisierten sich um den Terminus ‚Psychologismus‘ – ein

Kampfbegriff, der der Philosophie einen genuin philosophischen Gegenstandsbe-
reich zu behaupten helfen sollte. Unter Psychologismus versteht man allgemein eine
Überbewertung der Psychologie, gleichsam eine Überdehnung ihres eigentlichen
Zuständigkeitsbereichs. Gegen das Eindringen der Psychologie in die Philosophie
argumentierte man damals, dass die Gesetze der Logik, dann aber auch die norma-
tiven Setzungen der Ethik und der Ästhetik eben nicht forschungswissenschaftlich
(d. h. in der Art der Psychologie), sondern allein philosophisch zu begründen seien.
Die Situation ist komplex: Das von Wundt repräsentierte Programm der Öffnung der
Philosophie für empirische und das hieß, wie wir gesehen haben, für psychologische
Forschung, das im Grunde aus dem Geist entstanden ist, der Philosophie auch in
Zukunft einen Platz im universitären Wissenschaftsfeld zu sichern, trug in der Folge
gerade dadurch zur ‚Rettung‘ der Philosophie bei, dass es Philosophen unterschied-
licher Denkrichtungen in einer gemeinsamen Abwehrhaltung gegen die Psychologie
einte. Pointiert könnte man sagen, dass die Philosophie im Kampf gegen den ‚Psy-
chologismus‘ zu neuer Identität und Stärke fand. Die seit etwa den 1870er-Jahren
aufblühenden Neokantianischen Schulen zeichneten sich durch einen prononcierten
Antipsychologismus aus. Aus der Sicht der Philosophen wurde der Psychologismus-
Streit schließlich auf dem Gebiet der Logik entschieden: 1900 erschien der erste Band
von Edmund Husserls *Logischen Untersuchungen*, in dem die Notwendigkeit einer
strikten Trennung der Geltungsansprüche empirisch-psychologischer Tatsachenfor-
schung von den Geltungsansprüchen einer normativen Erkenntnislehre – wie man
in der Philosophie glaubte – eindeutig und unwiderruflich erwiesen und damit der
Philosophie insgesamt ein allein ihr vorbehaltener und dem konkreten Betrieb der
Forschungswissenschaften übergeordneter Wissensraum auf Dauer gesichert wurde.
Salopp formuliert: Die Frage, wie Aussagen über die Welt als ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ be-
gründet werden können, lässt sich nicht in denkpsychologischen Experimenten klä-
ren, die Begründung der Gültigkeit moralischer Urteile nicht in empirischen Studien
zur Entwicklung moralischer Urteile beim Kinde. In dieser Hinsicht sind Logik und
Ethik ausschließlich Untersuchungsgegenstände der Philosophie.

Auf dem Boden der Universität ging es nun vor allem darum, Psychologen von Lehr-
stühlen der Philosophie fernzuhalten. Der Ton der Polemik war mitunter rau, so z. B.
bei dem Neokantianer Wilhelm Windelband:

*„Es war eine Zeitlang in Deutschland beinahe so, dass der Befähigungsnachweis zum Besteigen
eines philosophischen Katheders schon als erbracht galt, wenn jemand methodisch auf elek-
trischen Knöpfen zu tippen gelernt hatte und in langen, tabellarisch wohlgeordneten Versuchs-
reihen zahlenmäßig beweisen konnte, dass manchen Menschen langsamer etwas einfällt als
anderen.“* (Windelband, 1909, S. 92)

Psychologische Forschung war im Kontext der Philosophie schlichtweg unerwünscht, sie musste sich gegen eine starke und angesichts der realen Kräfteverhältnisse an den philosophischen Fakultäten letztlich übermächtige Konkurrenz behaupten oder sich von der Philosophie lösen, sich von ihr emanzipieren. Die Geschichte der Psychologie im 20. Jahrhundert zeigt, dass und wie das Fach aus der Not eine Tugend, aus der Niederlage einen Sieg zu machen versucht hat: Aus der erzwungenen wurde eine selbstbestimmte und selbstgewollte Emanzipation – heutigen Psycholog*innen ist es zumeist völlig schleierhaft, was ihr Fach in grauer Vorzeit mit Philosophie zu tun gehabt haben sollte.

Diese Verselbständigung der Psychologie von der Philosophie wurde übrigens von Wilhelm Wundt, dem Gründungsvater, weder angeregt noch irgendwie befördert. Im Gegenteil: Er hat seine Fachkollegen ausdrücklich davor gewarnt, den Bezug zur Philosophie zu verlieren. In seiner Schrift *Die Psychologie im Kampf ums Dasein* wies er darauf hin, dass sich „nahezu die Hälfte der ganzen psychologischen Literatur“ bislang mit Fragen beschäftigt habe, die weit „in die Gebiete der Metaphysik und Erkenntnistheorie hineinreichen“: „Mit dem Verhältnis von Leib und Seele, dem ‚psychophysischen Parallelismus‘, der Anwendung des Energieprinzips auf das seelische Leben, dem Wesen von Intelligenz und Wille, der Frage, inwieweit das Gedächtnis in materiellen Vorgängen begründet sei, und andern ähnlichen Dingen [...]“ (Wundt, 1913, S. 18). Die Psychologen würden wohl auch nach ihrem Ausscheiden aus der Philosophie nicht aufhören, derartige Probleme zu behandeln. Das wäre dann eben ein „Philosophieren ohne Vorbildung und Wissen“. Und sollte es, wie Wundt hinzufügte, infolge der fortschreitenden Spezialisierung gar dazu kommen, dass sich

„der eine der Psychologen etwa mit Gedächtnisversuchen und den zweckmäßigsten Methoden des Auswendiglernens, der andere mit Reaktionsversuchen und ihren individuellen Verschiedenheiten, der dritte mit der Bestimmung von Unterschiedsschwellen, ein vierter mit Denkeperimenten ausschließlich beschäftigte, dann wäre die Zeit wirklich da, wo sich die Psychologen in Handwerker, aber nicht gerade in Handwerker der nützlichsten Gattung verwandelt hätten.“ (Wundt, 1913, S. 24)

Die Kritik, dass die wissenschaftliche Psychologie zwar eine unüberschaubare Menge von Forschungsbefunden, dabei aber nur wenig gedankliche Tiefe zu produzieren imstande sei, wird ihren Aufstieg als Einzelwissenschaft beständig begleiten. Aber auch der Philosophie ist aus der Trennung von der Psychologie ein nachhaltiger Schaden entstanden. Mit der Vertreibung der Psychologie hat sie sich aus der empirischen Forschung zurückgezogen. Ihr Verhältnis zur Forschung ist, so könnte man sagen, rezeptiv, nicht produktiv.

Zur Geschichte der Psychoanalyse

In welcher Beziehung, so können wir nun fragen, steht die Geschichte, die wir bislang entwickelt haben, zur Geschichte der Herausbildung der modernen Psychotherapie? Zur Wahrung der Übersichtlichkeit werden wir die Geschichte der Psychotherapie mit Freud beginnen lassen. Damit muss vieles ausgespart bleiben: die ganze komplexe Vorgeschichte der dynamischen Psychiatrie, auf die wir später allerdings noch zu sprechen kommen (vgl. S. 125 ff.), und so auch der Umstand, dass andere, am deutlichsten wohl Pierre Janet (1859–1947), einige der wichtigen ‚Entdeckungen‘ Freuds vorweggenommen haben. Interessierte seien an dieser Stelle auf das noch immer gültige Buch von Henri F. Ellenberger *Die Entdeckung des Unbewussten. Geschichte und Entwicklung der dynamischen Psychiatrie von den Anfängen bis zu Janet, Freud, Adler und Jung* verwiesen (Ellenberger, 1973).

Stellt man nun die Entwicklung der Psychoanalyse der Entwicklung der Psychologie gegenüber, so sticht sofort ins Auge, dass diese in ihren Anfängen nicht auf dasselbe wissenschaftliche Feld bezogen waren: Die Psychologie ist, wie wir gesehen haben, in einem Spannungsfeld zwischen Philosophie und Physiologie entstanden, die Psychoanalyse dagegen im Problemzusammenhang der Psychiatrie. Wenn wir aber, wie wir es zuvor schon mit Wilhelm Wundt getan haben, nach dem wissenschaftlichen Werdegang von Sigmund Freud fragen, so zeigen sich erstaunliche Parallelen. Auch Freud hat seine wissenschaftliche Karriere in der Physiologie begonnen und das tatsächlich auch im selben sozialen Kontext: Wundt war Helmholtz' Assistent in Heidelberg, Freud von 1876 bis 1882 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Physiologischen Laboratorium der Wiener Universität unter Ernst Brücke, der wie Helmholtz ein Schüler von Johannes Müller und ein kämpferischer Antivitalist war. Was wir zuvor in Bezug auf die Rolle der physikalistischen Biologie bei der Herausbildung der universitären Psychologie gesagt haben, bildet also auch den Hintergrund für die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens von Sigmund Freud. Gleich der Helmholtz-Schule war auch Freud davon überzeugt, dass die Beschreibung der Funktionen des Nervensystems nicht automatisch eine Beschreibung der psychischen Funktionen liefert. In seinem berühmten *Entwurf einer Psychologie* von 1895 (Freud, 1895) hatte er zwar versucht, eine „Psychologie für den Neurologen“, genauer: eine Psychologie in neurologischer Sprache, zu entwickeln, aber ohne Erfolg, wie er sich bald eingestehen musste, sodass er wieder zu dem von der Helmholtz-Schule vertretenen psychophysischen Parallelismus zurückkehrte, d. h. zu der Auffassung, dass, wenn auch psychische und physiologische Vorgänge parallel zueinander ablaufen, die psychischen Vorgänge ein eigenständiges Beobachtungsfeld darstellen, das unter Zuhil-

fenahme eigener Beobachtungsmethoden und einer eigenen Beobachtungssprache letztlich unabhängig von der Physiologie der Nerventätigkeit zu untersuchen ist.

Allerdings müssen wir in Bezug auf Freuds Anfänge in der Physiologie klarstellen, dass er – anders als Wundt bei Helmholtz – bei Brücke nicht experimentell, sondern histologisch gearbeitet hat. Die Histologie war damals noch ein Teilgebiet der Physiologie, Freud war unter anderem mit der Entwicklung von Techniken zur Einfärbung, d. h. zur Sichtbarmachung von Strukturen des Nervengewebes befasst. Experimentelle Forschung hat Freud nur im Zusammenhang seiner Studien über Kokainwirkungen betrieben, mit – wie man durch die Arbeit von Anna Lindemann (2018) weiß – sehr originellen Ergebnissen. Denn anders als der Mainstream der pharmakologischen Forschung hat Freud Mitte der achtziger Jahre die körperliche Leistungssteigerung nicht unmittelbar substanzbedingt, sondern psychologisch gedeutet: „Die Cocawirkung selbst“, schreibt er, „möchte ich nicht als eine direkte Beeinflussung – etwa der motorischen Nervensubstanz oder der Muskeln –, sondern als eine indirekte, durch die Herstellung eines besseren Allgemeinbefindens bewirkte ansehen“ (Freud, 1885, S. 96). Allgemein bekannt ist der Umstand, dass Freud mit seinen Untersuchungen die Anwendung von Kokain als Lokalanästhetikum bei operativen Eingriffen am Auge anbahnte, eine Entdeckung, mit der schließlich sein Wiener Kollege Carl Koller (1857–1944) berühmt wurde.

Damit haben wir dem Ablauf der Ereignisse ein wenig vorgegriffen. Sein Medizinstudium hatte Freud 1881, relativ spät mit 25 Jahren, abgeschlossen. 1882 schied er aus dem Physiologischen Institut aus und wechselte als Assistenzarzt an das Allgemeine Krankenhaus über, wo er in verschiedenen Abteilungen und schließlich bei Theodor Meynert (1833–1892) in der Psychiatrie arbeitete und sich wissenschaftlich vor allem der Hirnanatomie widmete. 1885 konnte sich Freud an der medizinischen Fakultät habilitieren, im selben Jahr erhielt er ein Stipendium, um in Paris die Arbeit von Jean-Martin Charcot (1825–1893) an der berühmten Salpêtrière kennenzulernen. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft war eine akademische Karriere in Wien unsicher, 1886, nach seiner Rückkehr aus Paris, eröffnete Freud, um heiraten und eine Familie gründen zu können, eine Privatpraxis als Nervenarzt.

Bei Charcot in Paris hat Freud vor allem über die Hysterie gelernt. Charcot war damals wohl die berühmteste Autorität auf dem Gebiet der Hysterie, insbesondere auf dem Gebiet der hysterischen Lähmungen, das sind Lähmungen ohne anatomischen Befund, ja überhaupt ohne Bezug zur Anatomie des Nervensystems. Die Kranken produzieren körperliche Symptome, die aus anatomischer Sicht unmöglich sind. Charcot begann mit Hypnose zu experimentieren, er suggerierte hypnotisierten

Versuchspersonen, dass z.B. ihre Arme gelähmt wären, und demonstrierte danach, dass diese hypnotisch erzeugten Lähmungen spontanen hysterischen Lähmungen entsprachen. Und natürlich versuchte er umgekehrt, Patient*innen unter Hypnose ihre Symptome wegzusuggestieren. Und tatsächlich gab es da eine ganze Reihe von ‚Wunderheilungen‘ – die Hysterie habe eben „das Zeug für Wunder“, wie die Schriftstellerin und Autorin neurowissenschaftlicher Fachbeiträge Siri Hustvedt treffend formuliert (Hustvedt, 2010, S. 43). Ellenberger berichtet:

„Aus der ganzen Welt wurden viele Patienten zu Charcot gebracht, gelähmte auf Bahren oder mit komplizierten Gehapparaten. [...] Da war z.B. einmal eine junge Dame, die seit Jahren gelähmt war. Charcot befahl ihr, aufzustehen und zu gehen, was sie auch tat, unter den erstaunten Blicken ihrer Eltern und der Äbtissin des Klosters, in dem sie gelebt hatte. Eine andere junge Dame wurde mit einer Lähmung beider Beine zu Charcot gebracht. Charcot fand keine organische Schädigung; die Konsultation war noch nicht vorbei, als die Patientin aufstand und zur Tür ging, wo der Droschkenkutscher, der auf sie wartete, verblüfft seinen Hut abnahm und sich bekreuzigte.“ (Ellenberger, 1973, S. 151)

Das folgende Bild ist ein Gemälde von André Brouillet (1857–1914). Es ist – aus dem Französischen ins Deutsche übertragen – mit *Eine klinische Demonstration an der Salpêtrière* betitelt und zeigt Jean-Martin Charcot, wie er vor einer ausgewählten Zuhörerschaft von Ärzten und Schriftstellern einen Fall von „grande hystérie“ demonstriert: Hinter ihm steht sein Schüler Joseph Babinski (1857–1932); die Patientin, die sich gerade anschickt, unter Hypnose eine große hysterische Krise zu produzieren, ist Blanche Wittman (1859–1913), ‚la reine des hystériques‘, die Königin der Hysterikerinnen – Charcots Lieblingspatientin, sein bevorzugtes ‚Demonstrationsobjekt‘.

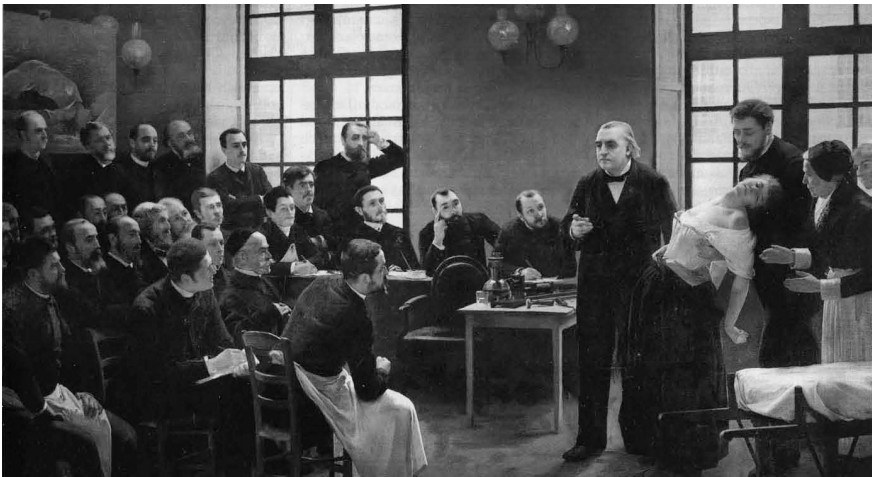


Abb. 1: André Brouillet: Une leçon clinique à la Salpêtrière, 1887

Abgesehen von den sozialgeschichtlich interessanten Details – beachten Sie: ausschließlich männliche Zuhörer, die in diesem Fall vor allem auch *Zuseher* sind, Augenzeugen der erotischen Bloßstellung einer Frau! Abgesehen also von dieser unverhüllten Demonstration phallokratischer Macht ist dieses Gemälde aber auch in wissenschaftstheoretischer Hinsicht interessant. Die Patientin, die sich gerade anschickt, einen großen hysterischen Anfall zu produzieren, weiß genau, was ihr Arzt in seinen Lehrbüchern als typisch für eine hysterische Krise beschrieben hat: den hysterischen Bogen – Sie können eine Darstellung dieser erstaunlichen Körperverrenkung auf der Karte über den Köpfen der Herren in der letzten Zuhörer-und-Zuseher-Reihe erkennen. Sollte die Königin der Hysterikerinnen, seit Jahren eine Patientin Charcots, ‚vergessen‘ haben, was von ihr erwartet wird, so ‚hilft‘ die Karte ihr, sich wieder zu ‚erinnern‘. Vermutlich braucht Blanche Wittman diese Karte aber gar nicht. Sie wurde von Charcot ausgewählt, weil sich an ihr die Merkmale eines hysterischen Anfalls besonders gut demonstrieren lassen. Als Dank für ihren Dienst an der Wissenschaft hat Charcot ihr und anderen bewährten Patientinnen eine bevorzugte Behandlung in seiner Anstalt zukommen lassen.¹

Anders als Charcot, der letztlich zeit seines Lebens an einer physiologischen Theorie der Hysterie festgehalten hatte, glaubte Freud – wie vor ihm auch schon Pierre Janet – an eine psychologische Genese der Hysterie. Hysterikerinnen leiden, so heißt es in den von ihm mit seinem damaligen Mentor und Freund, dem Arzt Josef Breuer, verfassten *Studien über Hysterie* (Breuer & Freud, 1895), an ihren Erinnerungen, an Reminiszenzen. Breuer hatte bereits zu Beginn der 1880er-Jahre an seiner Patientin Berta Pappenheim (in den Studien über Hysterie wird über sie unter dem Pseudonym „Anna O.“ berichtet) zeigen können, dass hysterische Symptome verschwinden, wenn seine Patientin unter Hypnose sich an den Anlass – stets eine starke gefühlsmäßige Erschütterung – ihrer Entstehung erinnert. Freud und Breuer haben aus diesen und ähnlichen Befunden eine Theorie der Genese und Therapie von hysterischen Konversionsstörungen entwickelt: Starke, mit für die Patient*innen unannehmbaren Gedanken verknüpfte Affekte können nicht abreagiert werden, sie geraten „auf falsche Bahnen“, das heißt, sie werden in ein körperliches Symptom umgesetzt. In seiner entwickelten psychoanalytischen Theorie wird Freud dann später von einem Konflikt sprechen, den Neurotiker*innen nur in Form einer Kompromissbildung zu lösen vermögen. Das neurotische Symptom – in unserem Fall hier eben eine hysterische Lähmung – ist Resultat einer misslungenen Verdrängung von Triebwünschen; es stellt eine Art Kompromiss dar zwischen Triebwunsch und seiner Abwehr. Denken

1 Aus der Perspektive des (allerdings erst ein halbes Jahrhundert später auftretenden) Behaviorismus ließe sich diese Bevorzugung als eine positive Verstärkung des von Charcot zu Demonstrationszwecken erwünschten Verhaltens – des hysterischen Anfalls – verstehen.

Sie an einen Zwangsneurotiker, der unter einem Waschzwang leidet: Er muss seine schmutzigen Gedanken (Triebwunsch) zulassen (‚zulassen‘ in der Form, dass der Neurotiker sich schmutzig fühlt), sie sind es, die ihm Angst machen, das Waschritual (Abwehr) vermag diese Angst zu beschwichtigen, bewältigen kann es sie nicht.

Die Formel der Kompromissbildung liegt den großen Gründungsschriften der Psychoanalyse zugrunde. 1900 erschien die *Traumdeutung* (Freud, 1900): Der manifeste Traum ist das Resultat der Abwehr eines verdrängten Triebwunsches, der während des Schlafes die Zensur umgehen konnte, also eine (durch die Abwehr meist bis zur Unkenntlichkeit) maskierte Wunscherfüllungsphantasie; 1901 die *Psychopathologie des Alltagslebens* (Freud, 1901): Die sprichwörtlichen Freud'schen Fehler – Versprechen, Verschreiben, Verlegen, Vergessen etc. – sind Ausdruck un- oder vorbewusster Wünsche, die sich einmengen in unser alltägliches Tun und Lassen, sodass uns ganz alltägliche Handlungen und Verrichtungen – und das oft auf sehr kuriose Weise – misslingen; 1905 schließlich *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (Freud, 1905): Verdrängtes darf, sozial verträglich eingekleidet in das Gewand eines Witzes, zum Durchbruch gelangen: Der ersparte Hemmungsaufwand wird als Lachen abgeführt.

Auf die Behandlungsmethode, die Freud entwickelt hat, werden wir im nächsten Abschnitt ausführlicher zu sprechen kommen. Zuvor wollen wir uns noch kurz der Ausbreitung der Freud'schen Theorie, also der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung zuwenden.

Sie müssen sich vergegenwärtigen, dass Freuds wissenschaftliche Arbeit die Arbeit eines in freier Praxis tätigen Nervenarztes ist, der als Privatdozent an der Wiener Universität zwar Vorlesungen hält – seine später als Buch erschienenen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (Freud, 1916–17) finden immer samstags am späten Nachmittag statt –, ansonsten aber von universitären oder akademischen Institutionen und vom sozialen Betrieb der Wissenschaft völlig ausgeschlossen ist. Das Einzige, was Freud bleibt, sind seine Bücher, und die sind zunächst nur mäßig erfolgreich: Die erste Auflage der *Traumdeutung* von 1000 Exemplaren (heute ist ein Exemplar dieser ersten Auflage ein kleines Vermögen wert) ist erst zehn Jahre nach ihrem Erscheinen ausverkauft. Dennoch ist es Freud gelungen, einen zunächst kleinen Kreis von interessierten Schülern um sich zu sammeln. Von November 1902 an kommt man im Wartezimmer von Freuds Praxis in der Berggasse zusammen, von den auch dann später noch bekannten Akteuren sind Alfred Adler (1870–1937) und Wilhelm Stekel (1868–1940) von Beginn an dabei. Auch eine Art Protokoll der ersten Sitzung hat sich erhalten, Stekel hat es als Feuilleton im *Prager Tagblatt* veröffentlicht: Bei

dieser ersten Zusammenkunft diskutiert man über das Rauchen (Handlbauer, 1989). Andere Interessierte (vorwiegend Ärzt*innen) stoßen hinzu, von 1906 an beginnt Otto Rank (1884–1939) ein Protokollbuch zu führen – man nennt sich Psychologische Mittwochsgesellschaft, ab 1908 dann Wiener Psychoanalytische Vereinigung.

1906 erfährt der kleine Kreis, dass sich, wie Freud in seiner autobiografischen Selbstdarstellung (Freud, 1925, S. 76) berichtet, „die Psychiater in Zürich [...] für die Psychoanalyse interessierten“: Eugen Bleuler (1857–1939), dessen Assistenzarzt Carl Gustav Jung (1875–1961) und andere an der Zürcher Universitätsklinik Burghölzli tätige Ärzte. Für Freud und seine Anhänger signalisiert dies eine erste Anerkennung aufseiten der Universitätspsychiatrie, d. h. eine erste Anerkennung aufseiten der akademischen Wissenschaft. Für Freud persönlich wie auch für die weitere Geschichte der psychoanalytischen Bewegung zentral ist natürlich Carl Gustav Jung. Jung ist damals bereits ein anerkannter Fachmann für das von seinem Lehrer Eugen Bleuler beschriebene Krankheitsbild der Schizophrenie, in Zürich hat er damit begonnen, mit dem im Wundt'schen Laboratorium in Leipzig entwickelten Verfahren des Wortassoziationstests mit psychiatrischen Patient*innen zu experimentieren und die Ergebnisse im Sinne der Freud'schen Theorie zu interpretieren. Jungs *Diagnostische Assoziationsstudien* (Jung, 1906 u. 1910) stellen dann auch einen wichtigen und eigenständigen Ansatz zur Weiterentwicklung der psychoanalytischen Theorie dar, die Jung als *Komplextheorie* bezeichnet hat (vgl. dazu ausführlich Benetka, 2017).

Jung ist es schließlich auch, der die Institutionalisierung der Psychoanalyse weiter vorantreibt. Er regt überregionale Zusammenkünfte an, die erste findet 1908 – auf halbem Wege zwischen Wien und Zürich – in Salzburg, die zweite – jetzt schon unter der Bezeichnung „Internationaler Kongress für Psychoanalyse“ – 1910 in Nürnberg statt. Auf dem Nürnberger Kongress wird die Internationale Psychoanalytische Vereinigung gegründet, Jung wird ihr erster Präsident.

Mit der Gründung der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung reagiert man auf ein Problem, das mit der Verbreitung der praktischen Anwendung der psychoanalytischen Technik verbunden ist. Wie kann sichergestellt werden, dass die Technik von Therapeut*innen, die nicht in einem persönlichen Kontakt zu Freud stehen, auch ‚richtig‘, d. h. im Sinne ihres Erfinders gehandhabt wird? Freud versucht dieses Problem zunächst über ein Lehrbuch der psychoanalytischen Technik zu lösen. Das Manuskript, das er zu schreiben beginnt, kommt über das Stadium eines Entwurfs aber nicht hinaus. Mit der Vereinsgründung wird das Problem der richtigen Anwendung der Psychoanalyse auf die Frage verschoben, wer als Mitglied in den neuen Verein aufgenommen werden darf. Die Mitgliedschaft ist quasi der Qualitätsausweis:

Nur wer Mitglied der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung ist, wendet die Freud'sche Technik ‚richtig‘ an. So mündet in der Folge die Frage der Vereinsmitgliedschaft schließlich in die Frage der Ausbildung zur Psychoanalyse: Welche Ausbildungsschritte müssen angehende Therapeut*innen durchlaufen, bevor sie als Mitglied und d. h. als Therapeut*in in die psychoanalytische Vereinigung aufgenommen werden? Man sieht also, dass die Ausbildung von Psychotherapeut*innen zunächst intern, d. h. ohne gesetzlichen Auftrag, geregelt wird.

Mit dem *Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen* gibt sich die psychoanalytische Bewegung 1909 eine wissenschaftliche Zeitschrift, in der nun den eigenen, von der – immer noch weitgehend feindlich gegen Freud eingestellten – universitären Psychiatrie unabhängigen wissenschaftlichen Qualitätskriterien folgend psychoanalytische Forschungsarbeiten publiziert werden können. Freud und Bleuler fungieren als Herausgeber, Jung wird die Schriftleitung, d. h. letztlich die Entscheidung über die Annahme bzw. Ablehnung eingereicherter Artikel überantwortet. Nach Freuds Trennung von Adler (1911) und Jung (1913) wird die neu gegründete *Internationale Zeitschrift für Ärztliche Psychoanalyse* (ab 1920 *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*) zum zentralen Organ für die theoretische Weiterentwicklung der Psychoanalyse.

Wenn wir unseren kurzen Abriss der Gründung der Psychoanalyse zusammenfassen, können wir das Folgende festhalten:

1. Die Psychoanalyse entsteht außerhalb der zeitgenössisch bestehenden universitären Fachzusammenhänge. Der soziale Raum, in dem sie entsteht, ist nicht das universitäre Feld, sondern, wie man pointiert sagen könnte, Freuds Wartezimmer; soziologisch gesprochen: Sie entsteht im bürgerlichen Salon.
2. Weil sie von der offiziellen psychiatrischen und auch psychologischen Wissenschaft weitgehend abgelehnt oder erst gar nicht zur Kenntnis genommen wird, schafft sich die psychoanalytische Bewegung ihre eigenen sozialen Strukturen weitgehend außerhalb und unabhängig von der universitär verankerten Wissenschaft.
3. Wir wollen an dieser Stelle konstatieren, dass die Psychoanalyse von Anfang an mehr sein will als bloß eine therapeutische Behandlungstechnik. Freuds große Gründungsschriften beziehen sich auf allgemein-psychologische Phänomene, auf Phänomene allerdings, die von der zeitgenössischen Psychologie kaum und wenn, dann nur am Rande systematisch beforscht wurden: auf den Traum, auf Fehlleistungen im Alltagsleben und auf die Frage, warum wir Witze machen und darüber lachen.

Weiterführende Literatur

Benetka, G. (2002). *Denkstile der Psychologie. Das 19. Jahrhundert*. Wien: WUV.

Benetka, G. (2017). *Die Psychoanalyse der Schüler um Freud. Entwicklungen und Richtungen*. Wiesbaden: Springer.

2 Wie ist Psychologie als empirische Wissenschaft möglich?

Die Psychologie ist die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten – so lautet die gängige Definition, auf die Sie bei einer Schnellsuche im Internet stoßen. ‚Verhalten‘ ist in der Wissenschaft ein völlig unproblematischer Begriff: Darunter versteht man alles, was man an einem Organismus ‚von außen‘, aus der Perspektive der dritten Person, beobachten kann. Dazu zählen auch Vorgänge, die nur mithilfe von technischen Geräten zu registrieren sind, z. B. hirnelektrische Vorgänge, Augenbewegungen etc. ‚Erleben‘ hingegen ist ein weitaus schwierigerer Begriff. Wir wollen uns hier nicht allzu weit in die Begriffsklärung einlassen und einfach am alltäglichen Sprachgebrauch ansetzen. Folgendes ist für den Argumentationszusammenhang von Belang: Sie haben sich sicher schon einmal gefragt, ob ein anderer Mensch, egal ob Freund oder Freundin oder irgendein Fremder, die Welt und sich selbst in ihr genauso ‚erlebt‘ wie Sie. Wie kann ich wissen, wie es ist, eine andere Person zu sein? Wie kann ich sicher sein, dass andere sehen, fühlen und denken, wie ich es tue? Das Einzige, was ich sicher wissen kann, ist, wie *ich* sehe, fühle und denke; wie sich Erleben für andere anspürt, ist – wie mir selbst mein eigenes Erleben – unmittelbar zugänglich nur dem anderen, dem Erlebenden selbst. Wir wollen uns im Folgenden zunächst nur auf diese eine Frage konzentrieren: Wie ist es möglich, Erleben wissenschaftlich zu erforschen? Letztlich ist dies das ursprüngliche Ziel der Psychologie gewesen. Der Begriff des Verhaltens als Gegenstandsbestimmung gewinnt für die Psychologie, wie wir sehen werden, erst später an Gewicht.

Auch wenn wissenschaftliches Wissen Außenstehenden oft wie eine Art ‚Geheimwissen‘ vorkommt – gegenüber anderen Formen von Wissen zeichnet es sich gerade durch seinen öffentlichen Charakter aus. Wissenschaft ist ein soziales, ein kollektives Unternehmen, ein Kommunikationssystem, das nach bestimmten, von den Teilnehmenden mehr oder minder explizit festgelegten Regeln funktioniert. Oberster Grundsatz ist, dass sowohl das, was erforscht wird, als auch das Wie des Forschens von jeder Person, die entsprechend kundig ist, intersubjektiv nachvollziehbar sein muss. Das Wissen, das von Wissenschaftler*innen produziert wird, muss also mit anderen Teilnehmer*innen kommuniziert werden, und zwar in der Art, dass andere Teilnehmer*innen des Kommunikationssystems Entstehung und Begründung dieses Wissens überprüfen können.

Wie also soll in diesem Sinne öffentliches Wissen über privates Erleben möglich sein? Forschungswissen basiert auf Beobachtung. Wenn der Gegenstand psychologischen Wissens Erleben ist, dann stehen in der Psychologie Vorgänge und Zustände zur Be-